

Blickpunkte

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **71 (1991)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Eigene und das Fremde

Die Schweiz hat wieder Tritt gefasst. Die grossen Feiern sind vorbei, und von dem Moment an, da das Jubiläum auch grössere Kreise der Bevölkerung selbst teilhaben liess, schienen viele der selbstquälerischen Zweifel an Tradition und Selbstverständnis zu den Akten gelegt worden zu sein. Manch einer, der sich mit kritischer Gewissenhaftigkeit Gedanken über fragwürdige Zustände in unserem Land und über die Irritationen seiner Bürger gemacht hatte, wird nun das Echo, das diese Nabelschau in renommierten ausländischen Publikationen fand, als gar bitteren Kontrast zur plötzlich sich äussernden unbeschwertem Festfreude empfunden haben.

Wär's denn möglich, dass nicht die zur Genüge ausgeloteten Gräben zwischen Sprachgruppen, Kulturen und Mentalitäten vorab zu Missverständnissen Anlass geben, sondern dass ein Graben zwischen den sich artikulierenden Eliten aller Art und dem vieles souverän ignorierenden «Volk» die Kommunikation stört oder gar nicht stattfinden lässt? Zu prüfen wäre der Verdacht, wenn nicht mehr abstrakte und oft akademische Diskussionen das Feld beherrschen, sondern wenn der Alltag wieder handfeste politische Probleme mit sich bringt. Die Nagelprobe für das eidgenössische Selbstbewusstsein dürfte die noch immer im Nebel der Ungewissheit verborgene Europa-Strategie von Regierung, Parlament und Wortführern aus Politik und Wirtschaft abgeben.

Fragen nach der Identität stellen sich indessen in der Praxis immer drängen-

der — und oft im Wortsinn brutaler — in der Konfrontation mit dem Fremden, das uns heimzusuchen scheint. Nirgends wird der Graben spürbarer zwischen jenen, die auf der politischen Ebene nach Lösungen suchen, und jenen, die sich in ihrem persönlichen Umfeld nicht mehr zurechtfinden. Und nirgends wird die Diskussion formelhafter und unehrlicher geführt, weil fremdenfeindliche Meinungen und Gefühle ein nicht so sehr politisches als moralisches Tabu verletzen. In Umwelt-, Verkehrs- und Armeefragen oder gar angesichts der Ohnmacht gegenüber dem Drogenelend kann ungehemmt polemisiert werden. Aber in der Asylpolitik werden die heftigsten Gegensätze hüben und drüben in «zwar-aber»-Formeln gekleidet, die eine Verständigung praktisch ausschliessen.

Es ist bisher nicht gelungen, die Asylpolitik von der viel umfassenderen Immigrationsproblematik zu trennen. Die Unterscheidung zwischen echten, politisch verfolgten Flüchtlingen und sogenannten «Wirtschaftsflüchtlingen» hilft nicht weiter, denn wie könnte die global wirtschaftende industrialisierte Hemisphäre mit ihren sich Raum verschaffenden Freiheiten der Niederlassung und der Beschäftigung sich auf die Dauer abkapseln gegen die aus existentieller Not geborenen Wanderungsbewegungen?

Weder politisch noch wirtschaftlich lassen sich mit den Begriffen einer überstrapazierten Asylpolitik Schutzwälle bauen gegen Ströme, die durch das Wohlstandsgefälle zum Fliessen

gebracht werden, zumal in einem Land nicht, das daneben eine wirtschaftlich motivierte Ausländerpolitik betreibt. Dass die Politik das zuträgliche Mass und die Kontrolle regeln und die Probleme der Anpassung und Integration lösen muss, ist unbestritten. Aber das Festhalten an Kategorien, die fremde Menschen in Schutzwürdige, Arbeitswürdige und übrige, Fernzuhaltende oder Auszuschaffende, einteilt, ist der Nährgrund für Ängste und Vorurteile.

Die Schweiz hat in ihrer Geschichte eine enorme politische, wirtschaftliche und kulturelle Assimilations- und Integrationskraft bewiesen. Sie hat vom intensiven Austausch — durch Auswanderung und Einwanderung — profitiert und ist dabei sich selbst geblieben. Sie wird auch sich selbst bleiben, wenn sie sich weiter öffnet. Das haben wir an diesen festlichen Sommertagen — vielleicht zur eigenen Überraschung — erlebt.

Ulrich Pfister

Ein vernachlässigter Aspekt liberalen Denkens

Der Zusammenbruch der Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme marxistischer Prägung in Osteuropa hat mit aller wünschenswerten Deutlichkeit demonstriert, dass an der Basis der Krise zwei fundamentale Phänomene auszumachen sind, die die Instabilitäten provoziert und das Fiasko marxistischen Denkens herbeigeführt haben:

1. Einmal die *Unterdrückung individueller Freiheiten*, die Bevormundung und Gängelung des einzelnen durch einen Staat, der mit zunehmendem und schliesslich total sowie totalitär gewordenen Machtanspruch gleichzeitig vom Krebs korrupter Machenschaften befallen wurde. Das Ordnungsdenken missachtete damit ein elementares menschliches Bedürfnis, nämlich jenes nach *individueller Freiheit*. Was in den ehemals sozialistischen Ländern in der unmittelbaren Vergangenheit passiert ist, kann als Auseinandersetzung um die Etablierung und Beachtung persönlicher Freiheitsrechte, als Ausdruck eines veritablen *Freiheitskampfes* unter

den Bedingungen des sich zu Ende neigenden 20. Jahrhunderts verstanden werden. Das ist, wie die Geschichte lehrt und die Gegenwart einmal mehr bestätigt, keine intellektuelle Position. Die Wogen des albanischen Flüchtlingsdramas werden durch andere, elementare und in der Natur des Menschen eingepflanzte Kräfte hochgepeitscht. Die Menschen wollen vom «roten Paradies» nichts mehr wissen.

2. Die Unfähigkeit der sozialistischen Systeme, die Menschen auch nur einigermaßen zufriedenstellend mit Gütern und Dienstleistungen zu versorgen, also einen *Lebensstandard* bereitzustellen, der den unablässigen Heilsversprechen auch nur annähernd entsprechen hätte. Die effektiv erbrachten Leistungen der sozialistischen Wirtschaften dementierten pausenlos die propagandistisch affichierten Absichten. Heilsversprechen werden jedoch unglaublich, wenn sie sich auf das Diesseits beziehen, aber keine Anzeichen sichtbar werden, die auf ihre Erfüllung hindeuten.

Der erste Grund hat einen *wertbezogenen Inhalt*; der zweite bezieht sich auf den *materiellen Kern* des Wohlstandsbegriffs. Beide Begriffe stehen aber in einer *engen Beziehung* zueinander. Totale individuelle Freiheit bei leerem Magen ist ebenso revolutionsträchtig wie hoher materieller Wohlstand bei totaler individueller Abhängigkeit. Zur Begründung dieser These lassen sich verschiedene Überlegungen anstellen. Eine ist bei Nobelpreisträger *Friedrich von Hayek* zu finden, dessen umfassende Werke über «*Die Verfassung der Freiheit*» sowie über «*Recht, Gesetzgebung und Freiheit*» (drei Bände) als die letzte grosse Behandlung des Freiheitsproblems zu betrachten sind. Diese Bücher gehören deshalb zur Standardausrüstung der Bibliotheken all jener, die sich auf die liberale Brust klopfen und bei solchem Tun nicht nur den Anspruch auf Verwirklichung ihrer Partialinteressen meinen.

Wo liegt unter dem skizzierten liberalen Aspekt der Hase im Pfeffer? Hayek geht bekanntlich von einem *evolutionären Verständnis* ordnungspolitischer Phänomene aus, wie das schon die liberalen Philosophen im späten 17. Jahrhundert in England getan hatten. Ihre Lehren und Ideen entwickelten sich aber auf dem Kontinent, vor allem in Frankreich, in einer völlig andern Richtung, die Hayek mit dem Terminus *konstruktivistischer Rationalismus* belegte. Und er bezeichnet damit jene Auffassung, die daran glaubt, dass alle zivilisatorischen Prozesse der menschlichen *Gestaltbarkeit* zugänglich sind. Der Machbarkeitsglaube, der in der modernen Ökonomie der Nachkriegszeit lange Zeit herumgeisterte, hat historische Vorläufer. Die Vertreter dieser Richtung betrachteten die Limitierung der Staatsgewalt, den

Kampf gegen die feudalistischen und absolutistischen Machtansprüche, denn auch nicht als vordringliches liberales Anliegen; deshalb endete dieser Trend im «Ideal» der *unlimitierten Macht der Mehrheit* (Voltaire, Rousseau, Condorcet, Französische Revolution). Hayek zieht von dieser Liberalismusvariante eine direkte Linie zum *modernen Sozialismus*. Ob diese historische Linienführung uneingeschränkt haltbar ist, sei dahingestellt. Die These jedenfalls ist einleuchtend. Kommt dazu, dass demokratische politische Ordnungen ein *Entscheidungsverfahren* zur Verfügung stellen, wogegen der Liberalismus auf den *Inhalt* der Gesetze zielt. Ein Gesetz muss in liberaler Sicht nicht schon deshalb «gut» sein, weil ihm eine Mehrheit zugestimmt hat. Es ist durchaus möglich — und kommt auch vor —, dass ein autoritäres Regime eine grundsätzlich liberal eingefärbte Politik betreibt, wogegen eine demokratische Ordnung totalitäre Züge annehmen kann. Demokratische politische Ordnungen und Marktwirtschaften sind nicht zwingend aneinander gekoppelt, obwohl die Liberalen der Auffassung huldigen, dass die Marktwirtschaften in demokratischen politischen Ordnungen am besten aufgehoben sind. Die Reformerrfahrungen in Osteuropa lehren einmal mehr, dass die Einführung von Systemen der parlamentarischen Demokratie auf der politischen Ebene noch nicht notwendigerweise zu marktwirtschaftlichen Ordnungsstrukturen führen.

Evolutionstheoretiker vom Schlage eines Hayek bekommen rote Köpfe, wenn sie davon hören, dass es möglich oder gar wünschbar sein sollte, einer Gesellschafts- und/oder Wirtschaftsordnung bestimmte *übergeordnete Ziele* zuzuordnen, an denen sich die

Ordnungsgestaltung (mit Hilfe entsprechender Politiken) zu orientieren hat. Ordnungen sind in ihrer Sicht nicht das Ergebnis theoretischer Konzepte. Vielmehr gehen sie davon aus, dass dann, wenn die Macht der Regierungen limitiert bzw. die private Entscheidungs- und Handlungssphäre geschützt wird, *spontane Ordnungen* entstehen, die gegenüber «künstlichen», «organisierten» Ordnungen eine wesentlich *grössere Komplexität* aufweist, als sich die Hirne der konstruktivistischen Rationalisten — die Planer von Ordnungen — jemals ausdenken können. Wenn die Primitivität der sozialistischen Planungstechniken ins Auge gefasst wird, so kann dieser Erkenntnis wohl kaum widersprochen werden. Die spontane Ordnung als Produkt evolutionärer Prozesse ist deshalb in der Lage, die Fähigkeiten und Erkenntnisse der Menschen *besser zu nutzen*, weil sie die Entscheidungsmöglichkeiten des einzelnen stark erhöht. Die dezentralisierten Entscheidungsträger können bei der Verfolgung ihrer Ziele von einem über ihre eigenen Möglichkeiten hinausgehenden Wissen profitieren, das weit in der Gesellschaft zerstreut ist und erst durch die Marktsignale für den einzelnen erkennbar und verfügbar wird. Es muss, oder sollte, aus diesem Grunde das primäre Anliegen einer Regierung sein, jene Bedingungen zu verwirklichen, die zur Entstehung von spontanen Ordnungen führen und sie sollten der Versuchung widerstehen, interventionistische Mechanismen in die Ordnungen einzupflanzen, die individuelle Entscheidungsräume abbauen und das Wesen einer spontanen Ordnung schliesslich zerstören.

Die spontane Ordnung dient primär der optimalen Verwirklichung *individueller, oft auch widersprüchlicher*

Ziele. Aus diesem Grunde darf sie mit keiner eigenen Zielhierarchie überwölbt werden; sie ist «*law governed*» und nicht «*purpose governed*», wie etwa eine Unternehmung, eine staatliche Stelle oder ein Haushalt. *Franz Böhm*, eminenter Gelehrter und einst das rechtliche Gewissen der Neo- bzw. Ordoliberalen, hat dazu festgehalten: «*Fragt man, worin der Beitrag der klassischen Nationalökonomie zum politischen Freiheitskampf des 18. Jahrhunderts bestand, so lautet die Antwort* *«In der Entdeckung des Marktmechanismus»*. *Er zeigt die Möglichkeit auf, die Aufgabe, die Wirtschaftsbeteiligten zu einem volkswirtschaftlich richtigen Verhalten zu veranlassen, aus der Zuständigkeit der Regierungen herauszulösen und sie statt dessen einem sich selbst regulierenden Koordinationsverfahren zu überantworten.*» («*Ordo*», 22. Band, Düsseldorf 1971, S. 14). Freie bzw. liberale Gesellschafts- und Wirtschaftsordnungen sind den sozialistischen oder marxistischen Varianten, die mit den Bleigewichten eines ausgereiften konstruktivistischen Rationalismus belastet sind, deshalb überlegen, weil sie nicht nur auf die Neigung der Menschen nach individuellen Entscheidungsmöglichkeiten und Selbstverwirklichung eingehen, sondern weil sie damit gleichzeitig eine *effizientere Nutzung knapper Ressourcen* hervorbringen. Darin vor allem erkennt Hayek das *Allgemeininteresse* an einer freien Gesellschaft. Als konstruktivistische Rationalisten von einer Intensität, die keine historischen Vorbilder hat, sind die Marxisten nicht zuletzt an dieser Klippe gescheitert. Auch sozialistische Wirtschaftsordnungen sind von diesem Bazillus in mehr oder weniger intensiver Weise befallen.

Willy Linder

Marx als Waldgeist — oder das Versteck der Linken

Ich wundere mich immer wieder darüber, dass die linken Parteien, die ihre Wurzeln im Marxismus haben, nach dem unbeschreiblichen Debakel, das diese Lebens- und Wirtschaftsphilosophie im Osten verursacht hat, noch Anhänger haben. Immer noch sind solche da, die ihre Ideale und Ziele in nicht-liberalem, etatistischem Gedankengut suchen, die sagen, man hätte das marxistische System nur «besser» instradieren und ausführen müssen, dann wären seine Vorzüge wohl sichtbar geworden. Aber das ist ja nur natürlich: Man gibt nicht gerne zu, jahrzehntelang das Falsche gepredigt zu haben, und auf politische Macht verzichtet kein Politiker gern.

Was tut man also: Man tarnt sich. Man vertritt, was alle normalen Menschen, die in der Mitte, in der Mitte rechts oder ganz rechts stehenden, auch vertreten. Man ist «für die Umwelt», man ist gegen zu viele Autos, besonders dort, wo es PR-wirksam ist, man propagiert Fussgängerzonen, man ist für gute Luft — man ist für billige Wohnungen —, wer ist nicht dafür? — man ist gegen die Aufhebung von Fabrikarbeitsplätzen, man ist gegen Dienstleistungsunternehmen, man ist gegen zu viele Pendler und für den öffentlichen Verkehr, für Sicherheit in den S-Bahn-Zügen, für Grünzonen und noch für vieles mehr, wofür man in guten Treuen sein kann, zum Teil sogar sein soll. Man usurpiert links das, was möglichst viele Menschen sich wünschen, und man predigt links das, was möglichs viele mit Beifall hören. Vieles davon vertreten ja auch bürgerlich-liberale Politiker, nur denken diese auch noch darüber nach, wer denn all die Herrlichkeit bezahlen soll.

Auf einer Ferienreise in Italien fand ich kürzlich ein Plakat der ehemaligen kommunistischen Partei Italiens, des «Partito Comunista Italiano» (PCI), die sich in «Partito Democratico della Sinistra» (PDS) umbenannt hat. Auf diesem Plakat ist auf höchst direkte und wegen ihrer Naivität geradezu amüsante und sympathische Weise die neue Taktik bildlich dargestellt: Das runde Emblem der neubenannten Partei zeigt in grossen Buchstaben längs der den Umfang begrenzenden Kreislinie den Namen der neuen Partei: «Partito Democratico della Sinistra». In der Mitte steht, das kreisförmige Feld fast gänzlich ausfüllend, ein riesiger grüner Baum mit einer weitausladenden Krone. In einem ganz bescheidenen, viel kleineren Kreislein, das sich in den Wurzelbereich des grossen grünen Baumes schmiegt, zeigt sich ein kleines rotes Fähnchen mit den alten Symbolen Hammer und Sichel. Und dort steht auch noch PCI, die Abkürzung des alten Parteinamens. Man usurpiert die Farbe Grün, fügt Rot und Weiss bei und ist damit gebührend italienisch/national, und das Wort Demokratie wird auch gleich gepachtet; wie wenn die linken Parteien nicht diejenigen wären, die das Wort Demokratie auch verlogen und schamlos benützt und umgemünzt hätten. (Das schlimmste Beispiel war DDR: Deutsche «Demokratische» Republik).

Umweltbewusstsein als Tarnkappe: Der Wurzelbereich eines riesigen Umweltbaumes als Versteck für die alten Werkzeuge des Marxismus: Marx als Waldgeist, der bei einem Unwetter unter einem Baum Schutz sucht und auf bessere Zeiten hofft. Am Ende des

«Dritten Reiches» hat auch mancher seine braune Uniform im Wald vergraben.

Das «Pünktchen auf dem I der Ironie» ist, dass diese «neue» italienische Linkspartei für ihre Abkürzung (gewiss unbeabsichtigt) die gleichen Buchsta-

ben benützt, wie die ebenfalls in Tarnstellung gegangene Nachfolgepartei der ruhmlosen ehemaligen SED der DDR: PDS.

Wer kriecht auf den grünen marxistischen Leim?

Heinz Albers

«Ein Unternehmen wie dieses – recht fremd im Augenblick»

Nachtrag zum «Mythenspiel» von Herbert Meier

Gemessen am wohlverdienten Lob, das den offiziellen Anlässen auf dem Rütli und in Schwyz, auch dem mehrtägigen Fest des schweizerischen Brauchtums in Brunnen zuteil wurde, war das Echo auf das «Mythenspiel» von Herbert Meier eher zögernd. Wenige nur waren begeistert, einige vielleicht beeindruckt, viele enttäuscht, und selbst Leute, denen sonst trübe Bemerkungen spontan einfallen, standen nach der Aufführung etwas ratlos da und schüttelten den Kopf. Das müsste nicht gegen, das könnte eher für den gewagten Versuch sprechen, statt eines «herkömmlichen Festspiels», das Autor und Auftraggeber auf keinen Fall wollten, ein «Theaterstück für eine offene Bühne in der Natur» zu realisieren: am traditionellen Festspielort der Schweiz, wo man 1891 und 1941 Einigkeit und Treue im Geiste der alten Eidgenossen in Weihespielen beschworen hatte, eine theatralische Inszenierung für ein zahlreiches und alle Bevölkerungskreise umfassendes Publikum zu schaffen, in der vor allem die Landschaft und die aus ihr wirkenden Mächte die Hauptrolle innehaben. Nach der Premiere allerdings gab es auch böse Kritik

neben Besprechungen, denen man anmerkte, wie schwer sich ihre Verfasser mit dem Gebotenen getan hatten. «Das teuerste Rätsel der Schweiz», «Landschaftstheater statt Weihepiel», «Gigantismus ohne Hand und Fuss», sind einige der Titel von insgesamt etwas lustlosen Bemühungen um eine Würdigung und Einordnung des Ereignisses. Fast alle Kommentatoren schrieben von den zehn Millionen, die das Spektakel auf dem Festspielgelände Brülöl ungefähr kosten soll.

Des Autors Absicht, an die Stelle des traditionellen eidgenössischen Festspiels etwas Neues zu setzen, also neue Inhalte und eine neue Form zu finden, hat nicht zu einem klaren und einsehbareren Konzept geführt. Einerseits ist bei der Lektüre des Textes die Vorsicht stets spürbar, Spuren eines «Wirkgefühls» (das zugleich Wurzel und Funktion des «Festspiels» wäre) auf jeden Fall zu vermeiden. Andererseits geht die Hauptfigur Teiler am Schluss im Einverständnis mit seiner wiedergefundenen Partnerin «zu den Andern». Der Abgespaltene, der Einzelgänger, dessen Name «Teiler» seinen Mangel bezeichnet, soll sich in die Gemein-

schaft der «Andern» begeben, von denen es — ebenso deutlich — in den Regieanmerkungen heisst, dass sich unter ihnen «auch solche anderer Hautfarbe» befinden. Gefordert scheint hier also doch eine Art von «Wir-Gefühl»; aber da sich die Zuschauer kaum mit Teiler identifizieren können, einer Figur, die uns als ein schweizerischer Jedermann angeboten wird, bleibt die Botschaft von der Völkerverständigung abstrakt und vage.

Hinzu kommt, dass die Dialoge, die zum Verständnis wichtig sind, in der riesigen Arena dünn wirken oder gar untergehen. Nicht Darstellergruppen oder Chöre, die einsehbare Bedeutung und Funktion haben, sondern Einzelfiguren, die teils erfunden, teils in Anlehnung an historisch identifizierbare Gestalten eingesetzt sind, tragen die Handlung. Teiler aber, dessen Gang durch die Gebirgsnacht nach seinem Unfall gezeigt wird, wie sollte er für historische, folkloristische, archäologische, wie für staatsbürgerliche oder gar philosophische Erfahrungen motiviert sein? Nur nach der Frau sucht er unablässig, die ihm nach dem Autounfall im Gebirge abhanden gekommen ist.

Und wie denn soll ein grosses Publikum an diesem Mann und seinen Abenteuern in den Schächten des Felsgebirges und der Erinnerung Anteil nehmen? Die Regie tut wenig, die Zuschauer auf die hörenswerten Anliegen hinzuweisen, die *Herbert Meier* zur Diskussion stellt. Im Gegenteil, sie kapriziert sich auf technische Spielereien, auf Laserschrift am Mythenstein, auf Feuerzauber, Grossprojektion und fahrende Bühnenteile im weiten Rund. Ich frage mich, was die aufwendige Anordnung gebracht habe, dass viertausend Theaterbesucher — so viele Plätze fasst die Tribüne — über einen

einzigem steilen Aufstieg durch das Innere eines gigantischen Kopfes die Arena betreten müssen. Sollte ihnen klargemacht werden, dass sie einer Kopfgeburt beiwohnen?

Herbert Meier hat einen ehrenwerten Versuch mit neuen Formen und Inhalten gemacht. Er wollte auf keinen Fall Bewährtes und Bekanntes, an Festspiel-Traditionen Anknüpfendes ins Spiel bringen. Er drängte die drei Teiler als kuriose Sagengestalten in den Hintergrund und liess dafür Figuren wie Paracelsus, Erasmus, den «Clochard» Dunant und sogar den schwierigen, leider zu wenig bekannten Troxler sowie den alten Pestalozzi auftreten. Das sind bedenkenswerte Ansätze, nur bleibt unklar, in welcher Beziehung Teiler zu diesen Erscheinungen steht. Der Durchbruch zum angestrebten «Landschaftstheater», das auf dem Spielgelände von Schwyz auch ohne verblüffende technische Mätzchen optimale Voraussetzungen hätte, wäre eher von den Stegkatzen, dem Scheibenhund, dem Griess und anderen Geschöpfen aus der Innerschweizer Sagenwelt zu erhoffen. Fasnachtsbräuche und all die Toggel und Geister, von denen die Sennen erzählen, sind in die Aufführung zwar integriert, aber zu zaghaft, wie mir scheint, nicht als Urgewalten und unheimliche Wesen, sondern fast nur wie Zitate aus der Überlieferung, wie sie zum Beispiel *Eduard Renner* in seinem Buch «*Goldener Ring über Uri*» gesammelt hat. In der Musik des jungen Schweizer Komponisten *Daniel Schnyder*, in ihren Klängen und Rhythmen ist diese Zwischenwelt noch am ehesten hörbar.

Hans Hoffer, der für Bühnenbauten und Regie zeichnet, hat die einmalige Chance genutzt, mit Gigantismen in der Architektur, mit Maschinentheater und

Lasertechnik aufzutrupfen, oft am Text vorbei und ohne Hilfe für die Schauspieler, die er an Drahtseilen aus luftiger Höhe herunterschweben oder auf Gittergerüste klettern, auch auf halsbrecherisch kleinen Plattformen hydraulisch in die Höhe stemmen lässt.

Vinz, der Spielmacher und Begleiter Teilers, kündigt seinem Schützling ganz

zu Beginn an, er werde ihm «*Abgesunkenes, Vergessenes*» aus den Felsspalten heraufholen. Teiler, halbherzig, vertraut sich ihm an, obgleich ihm «*ein Unternehmen wie dieses recht fremd im Augenblick*» erscheint. Ähnlich wird es auch den Besuchern des «*Mythenspiels*» ergangen sein.

Anton Krättli

Was hat der Schweizer im Schlafzimmerschrank und auf dem Frühstückstisch?

Höchstwahrscheinlich Technik und Know-how aus Neuhausen am Rheinfl. Die stekken im Sturmgewehr genauso wie in fast allen Butter- und Cornflakes- und Kaffee-Packungen. So bekannt nämlich hierzulande die SIG-Armeewaffe ist, so geschätzt sind SIG-Verpackungsmaschinen weltweit. Doch der Name SIG steht für noch mehr:

An rund 5000 Arbeitsplätzen im Stammhaus und in den Tochtergesellschaften in der Schweiz und im Ausland entwickeln und bauen die Ingenieure und Facharbeiter der SIG auch Drehgestelle für Schienenfahrzeuge, Stollenlokomotiven, Antriebssysteme, Bau- und Bergbaumaschinen, Werkzeugmaschinen und Transportgeräte.

**SIG Schweizerische Industrie-Gesellschaft
Neuhausen am Rheinfl**

